

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

In falschem Verdacht.

Eine Hundegeschichte von Dorothea G. Schumacher.

Als hinter den Bergen die Sonne sank, schlich sich von der Höhe herab ein kleines Wesen mit langetrecktem Körper, dunkelbraun und mit einem weißen Fleck auf der Brust: der Jitzi. Einen Augenblick sah er still und verschwand, als hätte die Erde ihn verschlungen. ...

Bei Gerhards erstem Anblick entstand ein nächster Morgen Lärm. Tolle, der Spitz, war aus Fensterbrett gesprungen und bellte heftig.

„Was ist denn los —“ fragte der alte Gildtner, als er draußen einen großen fremden, schwarzen Hund an einem Knochen nagend sah.

„Still, dummes Tier! Es ist doch nur der Jecho; hast dich an den noch immer nicht gewöhnt kennst?“

„Armes Tier!“ meinte die Gildtnerin — „wenn ich doch a Jemand seiner derbarma tät“. Er hat ja la Rassen, aber es ist doch a io Lieb's, anhängliches Viechel ...

„Dös geht aber nör länger — und Tolle is zu eiferfüchtig —“ wandte der Alte ein.

Sie betrachteten Jecho; er sah fast aus wie ein Newfoundländer, sein Bild aber erinnerte mehr an eine bündische Dogge, wie auch sein Schweiß. Aus seinen Augen sprach Klugheit und Güte. Tolle bellte noch immer, bis der Alte den fremden Hund endlich vom Hof jagte. Es klopfte: Gerbard Oberrieger, der kleine Zeitungsjunge, kam, und da meinte Gildtner froh, dem blaffen, stillen Jungen etwas Freundliches sagen zu können: „Warum nehmt denn ihr euch des Hundewiechels nör an? Wann der a Hoamstättchen hat und sennus zu frella, der wird sich nör herumtreiben und wär euch dort oben in der Emd a treuer Schuk. Ru?“

„I möcht' ich“ — meinte der kleine Gerbard — „aber der Bitter hat's nör. Er moant, so Rumtreiberhunde dös heissen die Dinkel tot.“ — Er ging mit seinem Bad Zeitung, nicht, ohne dem kleinen verwaschenen Tiere einen schmeicheleichen Blick nachzuwenden. Da trotzte Jecho, dungernd nach Futter und etwas Menschenliebe tiefer in das Städtchen hinein, dessen Abfallbauten ihm allabendlich manchen schmackhaften Knochen boten — freilich wenig mehr! Bei Hausangern spielte Jecho mit Bob, der Bulldogge, die ihrer Bissigkeit wegen immer an der Kette liegen mußte. Bob gab oft von seinem Futterüberfluß, während Jecho ihm Neugierigkeiten aus der Welt und aus den Bergen da oben brachte. Dann schlich Jecho noch an ein paar weiteren Bekannten vorbei und legte sich endlich zu kurzer Ruhe in ein verfallenes Stadel nieder.

In dieser Nacht hörte der Tod in Thomas Hörtgiesels Hübscherbühnen am Morgen fand er sieben junge Händchen erblissen vor! Hörtgiesel besetzte Gitter und Zaun aus und legte Fallen. In der nächsten Nacht war es um die eblen jungen Brahmanutras geschoben! Und innerhalb von zwei Wochen waren die Inkassen von etwa zehn Hübscherbühnen gemordet worden. Die Leute waren außer sich und tielten allerlei mäßliche und unmögliche Tiere. Doch die Art, wie die Hübscher erblissen waren, die war beständig — jedenfalls handelte es sich da weder um eine Kacke noch um Ratten! Das Kreischblatt besetzte sich mit dem traurigen Vorkommnis und selbst der Herr Bitter sprach darüber von der Kamel. Eimer warf endlich die Frage auf, ob der Hübscherbühnen nicht ein Hund sei, der aus Luft am Töten die Tierchen erblissen hätte?

Das war Wasser auf die Mühlen aller derer, die den armen großen, herrenlosen Jecho nicht leiden konnten. Mehrere Leute lauerten dem angeblichen Missetäter mit geladenem Gewehr auf. Umsonst!

„I glaub' a ich, es is der große Schwarze“ — so laute auch Anton Oberrieger, der Stiefvater des kleinen Zeitungsjungen ...

„I glaub' a ich, es is der große Schwarze“ — so laute auch Anton Oberrieger, der Stiefvater des kleinen Zeitungsjungen ...

„I glaub' a ich, es is der große Schwarze“ — so laute auch Anton Oberrieger, der Stiefvater des kleinen Zeitungsjungen ...

„I glaub' a ich, es is der große Schwarze“ — so laute auch Anton Oberrieger, der Stiefvater des kleinen Zeitungsjungen ...

„I glaub' a ich, es is der große Schwarze“ — so laute auch Anton Oberrieger, der Stiefvater des kleinen Zeitungsjungen ...

„I glaub' a ich, es is der große Schwarze“ — so laute auch Anton Oberrieger, der Stiefvater des kleinen Zeitungsjungen ...

„I glaub' a ich, es is der große Schwarze“ — so laute auch Anton Oberrieger, der Stiefvater des kleinen Zeitungsjungen ...

„I glaub' a ich, es is der große Schwarze“ — so laute auch Anton Oberrieger, der Stiefvater des kleinen Zeitungsjungen ...

„I glaub' a ich, es is der große Schwarze“ — so laute auch Anton Oberrieger, der Stiefvater des kleinen Zeitungsjungen ...

„Nö nör, Bitter da schau hin, dös ist so Hinkel, Bitter: dös is ...“

Jecho führte sich noch immer nicht und seine Hundeaugen waren voller Bewunderung über Oberriegers Gebaren. Der aber blickte sich jetzt und hob den toten Jitzi am Schwanz in die Höhe und ein fragender Blick streifte den verhassten Hund.

„Da haapt, Bitter, das's der nör gewesen is bei die Hinkel — na, Bitter, wollen wir'n nör behalten, den Hund?“

Er legte seine kleine Hand auf des Tieres gottigen Hals und zwei bittende Augenpaare ruhten auf des harten Mannes Nieren.

„Nu, ja doch, meinethalben! Bind ihn hier bei den Hinkel an, das er solches Raubzeug weiterhin fernhält.“

Drumme Oberrieger etwas unwillig darüber, das er vor den beiden da keinen Jertum einsehen mußte.

Dann trug der den Jitzi ins Haus und sah nicht mehr, wie sich des Jungen Armdchen um des groben Hundes Hals schlang.

Märchenwelten.

Astronomische Blaudelei von Gotthard Herzog.

„Himmliche Diamanten“ werden mit Recht einige Doppelsterne genannt, die sich durch besondere Glanz auszeichnen. Ein solcher Diamant liegt in diesen Tagen nördlich gerade zu unseren Hauptern: Mizar im Großen Bären, der mittlere Schwanzstern dieser Konstellation, der schon deshalb interessant ist, weil er das Sternpaar Mizar, den „Augenbräu“, neben sich hat. Aber bei den Alten wird dieses Sternchen schon sehr weit ab von Mizar, im Bogenmaß ausgedrückt zwar immerhin bloß 11 1/2 Minuten, für ein Auge, das Entfernungen am Himmel bereits schätzen kann, jedoch Abstände weit! Zwischen Mizar und Alfors aber taucht im entblühenden Glase ein weiteres Sternchen auf, das dem unbewaffneten Auge verborgen blieb. Schauen wir uns dann im Fernrohr Mizar selbst genauer an, so sehen wir, das er auseinandergefallen ist wie ein von funktionsfertiger Hand getrennter Edelstein: Mizar ist ein Doppeltstern, Sternpaar, das man sich nennen, diese inna zusammenhaltenden Welten, die über ungeborene Fernen sich durch die Gravitation treu verbunden bleiben! Das Spektrum hat Mizar aber weiter gespalten und einen unserem Auge verborgenen dritten Weltkörper bei ihm entdeckt, der sich mit der einen dieser Schwerkraftsonnen um einen gemeinsamen Schwerpunkt dreht, während die andere unsichtbare treu um beide kreist. Diese drei Himmelskörper bilden also ein ganzes System von Sonnen — Sonnen, die unsere eigene Welt in der Größe weit übersteigen. Welches Schauspiel mühte den Bewohnern eines Planeten dieser Drei-Sonnenwelt beschreiben sein! Wir werden das weiter unten zu sehen versuchen. Aber auch Alfors gehört in dieses gemaltene System, Er ist ebenfalls durch die geheimnisvolle Kraft der Gravitation mit ihm verbunden und rollt als Doppel-Sonne (denn auch ihn hat das Spektrum als zweifach entblüht!) in tiefenhalber Bahn um seine Nachbarwelten. Ein gigantisches Sonnenreich enthält sich uns da, und das wir es mit einem einzigen Blick umfassen können, laßt uns welche unfahbare Entfernungen zwischen ihm und unserer kleinen Welt.

Solche wunderbare Doppelwelten und mehrfache Sonnenkreise zu Duzenden und Hunderten über uns. Einer der herrlichsten Doppelsterne ist Alfors in den Zwillingen, der ebenso wie Mizar in kleineren Instrumenten zu trennen ist. Der den im Mai besonders günstig zu beobachtenden farbenprächtigen Doppelsternen seien noch folgende erwähnt: Gamma im Löwen (links über Regulus, der ebenfalls doppelt ist), Gamma in der Jungfrau, Alpha in den Jagdhunden (sehr weit auseinander liegend, der Stern heißt auch „Karl's Stern“), Tau im Krebs (schöne gelbe Färbung des Hauptsterns), Eta im Drachen, Beta im Krebs usw.

Es gibt nun sogenannte optische Doppelsterne, Sternpaare, die in Wirklichkeit weit voneinander, für uns aber fast in der gleichen Gesichtslinie stehen, und wirkliche, oder besser: physikalische Doppelsterne, die alle organisch zusammengehören und ein System darstellen, dessen Glieder um einen gemeinsamen Schwerpunkt kreisen. Dieser gemeinsamen Schwerpunkt liegt in der Regel dem größten Sterne des Systems, dem Hauptstern, am nächsten. Unser Planet Jupiter würde, wenn er noch in Eigenheit leuchtete, mit unserer Sonne für einen fernem Beobachter ein Doppeltsternsystem bilden. In Wirklichkeit kreist er ja auch (ebenso die übrigen Planeten) nicht streng genommen um unsere Sonne, sondern beide Körper drehen sich um einen gemeinsamen Schwerpunkt, der aber bei den bedeutenden Größenunterschieden dieser beiden Himmelskörper dicht bei, bzw. in der Sonne liegt. Jupiter könnte übrigens auf seinem regelmäßigen Umlauf um die Sonne diese für einen am bestimmtesten Stelle im Weltall beobachtenden Astronomen durch teilweise Lichtschwächung als veränderlichen Doppelstern erscheinen lassen. Wir haben in dem bekanntesten unter den veränderlichen Sternen, Algol im Perseus, das Beispiel eines Doppelsterns, den ein allerdings gleich großer Körper alle 2 1/4 Tage teilweise verfinstert.

Viele Doppelsterne zeigen verschiedenartige Farben ihrer Komponenten. Die Farben dieser einzelnen Sternglieder lassen so weit nicht optische Phänomene herbeizuführen, Schlüsse auf das Entwicklungsstadium dieser Sterne zu. Wenn nun von zwei in verschiedenen Entwicklungsstadien befindlichen Himmelskörpern, die ein Doppeltsternsystem bilden, der dunklere in der Gesichtslinie vom Hauptstern zum irdischen Beobachter tritt, verdunkelt er diesen Hauptstern und wir haben einen periodischen Veränderlichen vor uns. Auch wenn beide Komponenten hellleuchtend sind, kann durch eine Veränderlichkeit eintreten, das auf dem Umlauf um den gemeinsamen Schwerpunkt die eine der beiden Sonnen hinter die andere tritt, wodurch das Licht der beiden Sonnen, das wir gemeinsam in unser Auge gelangt, bis zum Wiedereintritt des verschwundenen Sternes vermindert wird.

Weshalb ein herrliches Farbenspiel muß den Bewohnern von Planeten ausstrahlen, wenn sie um eine Doppeltsonne kreisen, die in zweierlei Farben auf sie niederstrahlt. Nun gibt es aber drei-, vier- und fünffache Sterne, die in ebenso viel Farben strahlen! Von den Platteffekten die diese Sonnen auf den dazu gehörigen Planeten ausstrahlen müssen, kann sich ein irdisches Auge kaum eine Vorstellung machen. Die Bewohner eines solchen Planeten würden von einem Farbenmeer ins andere getaucht. Wir Erdbewohner vermöchten diesen ungemessenen märchenhaften Glanz wohl kaum zu ertragen. Die Menschheit müßte sich erst langsam an das neue Sehen gewöhnen. Als der vor einigen Jahren verstorbene bekannte Brinnastronom Professor H. J. Klein den berühmten Vater Campbells fragte, was wohl die Mater anfangen würden, wenn plötzlich solche Licht- und Farbenverhältnisse in unserem Sonnensystem eintreten würden, antwortete dieser: „Das ist sehr einfach, sie würden ihre Binkel fortsetzen!“

Der Garten meiner Kindheit.

Von Hanna Klein.

Wenn ich von meinem Kindheitsgarten rede, meine ich nicht jenen, dessen Sauch und Rosse noch im spätesten Alter heilige Erinnerung verkärt, dessen halbchlummernde Blüde schon unbewusstes Sehnen barg, gegen schädigende Einflüsse wohl verwahrt, sondern einen wirklichen, alten Garten, der eine lange Zeit, wohl ein paar Jahrhunderte überlebte. Eine niedere Mauer trennte ihn von unserem Grundstück, aber betreten habe ich den gänzlich vereinsamten oft. Und sein Wachen und Blühen, sein Rauchen, sein Leben gehörten mir.

Im Winter, wenn er kahl und öde, seines Schmucks beraubt, im Winde mit den dicken, weißen Beeren des Schneebereentranks gegen die Mauer klopfte, konnte man bis in die äußersten Winkel schauen. Sorokien aber die ersten Reime, bekam der Kussbaum, der zur Hälfte über die Mauer ragte und uns im Herbst wie selbstverständlich knallend und plätschernd seine großen Küsse in den Hof warf, bide, vor Kraft strotzende Knospen, entfaltete der Ahorn seine Schirmblätter, dann begann es zu raunen, sich zu regen, jeder Winkel, jedes Zweiglein, sich in einen armen Schleier zu hüllen. In den geschneiderten Beeten begannen Blütenknospen sich in die Höhe zu schieben, Blumen mit veralteten Namen. Die riesenartige Laube überwucherte Geißblatt, fähle, heimliche Dämmerung unter sich verbreitend. Es wuchs alles, wie und wo es wollte; auch die Weiden unter den Büschen, in ihrem reichsten Blühen eine wundervolle Duftwolke in die Luft entsendend.

In der Blütezeit seiner Wärme und Blüde stand der Garten im Zenit seiner Schönheit. Und gar erst die Maienächte! Wie oft schaute ich schlaflos in den Garten, in die Maienacht hinein. Voll und golden stand der Mond am Himmel, den Garten mit seiner schimmernden Blütenpracht in silberne Lichtfluten tauchend. Die langen Rippen des Eisenhuts mit den Glodenblüten, die lustigen Kränze der Zentifoliensbäumchen warfen stierliche Schatten auf den Rasen. Letzte wippten die schwankenden Zweige der Distel, das die gedehnten Gerstchen lautlos aneinander rieben. Ganz wie eine große Schwärze hielt sich der Ritterhörn, während die Astele ihre saft- und pfeifernartigen Blüten genestet hielt. Wie Dornenkränze reichte die Jungfrau im Grünen ihre leuchtenden Blüten in die Höhe. Die scharfgeschnittene Geißblattbouette des Nachbarhauses bildete den Hintergrund. Lautlose Stille, als hätte die Nacht den Atem an, hineinzufließen in die von Wohlgerüchen schwere, sittende Luft. Bis ein Heimchen zu zeigen begann, ununterbrochen.

Ein altes Gartenhaus, dunkel, feucht, geheimnisvoll lehnte sich an die Längsseite des Gartens. Draußen in den Fernstreden hingen Spinnweben, vom Tau und Regen mit glitzernden Perlen besetzt, wie silberne Sterne funkelnd in dem Gewirr uralten Fleus. Das Sonnenlicht stahl sich nur mühsam durch diese Blätterwolken in das Hauschen hinein. Eine alte Glaservase stand drinnen, eigentümlich bereit liegend. Es gab da Blumen aus Draht gewunden, mit farbiger Wolle umwunden, Früchte wie Glasgeln mit milchiger Färbung, Rosen und Trauben aus Wachs, Gipsabgüsse von Händen und allen möglichen Gegenständen, keine Adergerippe schon geformter Blätter, Muscheln und Perlensternungen. Und ein altes Spinnet stand da, ein hellgelbendes, winziges Dingelchen. Drierte man auf die Tellen, ertönte ein ganz feines, dünnes Stimmchen, feine und lange nachdringend, wie der letzte immer schwächer werdende Laut einer von dammen siedenden Seele.

Mit Rucksack und Rute!

Manch einer mag mitteilidig und behächtig den Kopf schütteln, wenn er einen Menschen, mit Rucksack und Rute bewaffnet, die Landstraße entlang pilgern sieht. — Robin will er? Was macht er mit der Rute? Will er vielleicht den Regenwurm schwimmen lernen? Solche und ähnliche Fragen habe ich schon oft beantwortet. Und immer wieder gebe ich gern Auskunft über die edle Wasserwelt. Robin will ich mit Rucksack und Rute? — Mich zieht's hinaus in Gottes schöne Welt, den köstlichen Obem der Natur schlürfen. Ich will in die märchenhafte Frühlingssprache eines herrlichen Taunusortes, um in plätschernden Bach den köstlichen Forellen nachzustellen. Die silbernen Löne des Wassers klingen fast wie Eisenklang, und in diesem stillen Frieden verläßt man die grauen Alltagsorgen, verläßt Kummer und Not.

Ein stark verwitterter Weg, dem Bach entlang, führt mich nach der alten Gerbermühle. Hier, unter dem vermoderten, knarrenden Rührtrab ist ein feiner, hüßler Tümpel. Durch Weidenbüsche und Brombeerbepden pürsche ich mich vorchtig geduckt heran, jeden harten Tritt vermeidend. Kaum ist meine Angel im Wasser, so heißt's auch schon an. Die Forelle „raucht“. Das ist ein Ziehen und Zerrn, ein Spannen und Biegen, zuweilen läßt sie den Köder los und „springt“ wieder darnach. Dasselbe wiederholt sich noch einigemal, und plötzlich (atemlos heb ich da) geht's mit kräftigen Zuden in die Rute. Ja „haue“ an. Ein kurzes energisches Anheben der Rute und — nichts mehr ist dran. Kein Fisch, kein Wurm, nur der blanke Garten. Das ist zum „aus der Haut fahren“. Doch ist, stille, ganz stille, was gut ist, kommt wieder. Vorsichtig und weidgerecht wird ein neuer Köder angehaft und geduldig der Dinsz gebarrt, die da kommen. Ein Viertelstündchen vergeht; ich will wieder Petri Heil an anderer Stelle versuchen, da ist sie schon wieder da und rußt und zerrt, geht tief und hoch, zurück, hinauf und herunter unter Stein und Geröll. Doch leht müßt sie „h vergehens, ihr Dalsen zu verlängern. Vorsichtig habe ich wiederum an, noch ein läwacher Versuch, um losszukommen, und willia gibt sich der „farbenfrohe Kienbogen“ in sein Säckel. Ein kräftiger Weidstich hinter den Kopf, und erlöst wandert die Zweifelhändige pergamentumbüllt in dem Rucksack. So geht es weiter durch Geiß und Gehölz zum nächsten Wasserfall, vorbei an hoblen Wurz und Nieseln, um auch hier das Heil zu versuchen. Und es wiederholt sich das magnetische Rupten und Zerrn, das ein edler Angler so unwillkürlich ansieht. (Das nennen nun die meisten Menschen langweilig und böd. Manche besapnen sogar, man könnte dabei verrückt werden. Aber Petri Jünger scheidet nur dazu und haben ein Verstehen für diesen herrlichen Sport.) Wenn dann der Abend naht, so wird die Beute noch einmal ausgepaßt, ins frische Gras gelegt und jede einzelne Forelle genau inspiziert und abgewaßt. Wer so einen Angler bei dieser Arbeit sieht, wie er freudesträbelnd, lächelnd vor seinem „buntigen Geckhup“ kniet, dem läßt wahrhaftig unser alter Petrus ein Licht aufleuchten, und auch er verläßt in kurzer Zeit die Angel mit „Petri Heil“.

W. G.

Gesellschaft und Mode

* Man tanzt wieder mit Sanddäuben. Der neue Geist, der mit Schminke und Korsett in den Ballaal eingesetzt war, hat mit den alten Gewohnheiten der Tanzgesellschaft verbannt. Nun wäre es ja gewiss stillos, wenn die Waare, die bei den wilden Bewegungen des Jazz sich auf eine möglichst primitive Kulturstufe zurückverleihen, als letzten Überrest einer höheren Kultur Sanddäube an den Händen trägt. Deshalb galt es als nicht fein, beim Tanzen Sanddäube anzusetzen, und mancher mag wohl auch aus der Not eine Tugend gemacht haben, da Sanddäube heutzutage ein besonders kostspieliger Luxus ist. Doch die alten guten Sitten lassen sich wohl für kurze Zeit vertreiben, aber nicht ausrotten. So steht denn auch der Ballhandschuh zurück, und in feinen Gesellschaften gilt es bereits in dieser Saison nicht mehr für anständig, mit bloßen Händen zu tanzen. Die Dame braucht also nicht länger mehr in Angst zu schweben, was für schwer verlässliche Spuren die Hand des Herrn auf ihrer kostbaren Tansololette hinterlassen wird. Der elegante Ballhandschuh von heute ist ein glatter, weißer Handschuh. Der schwarze Handschuh, der vor einem Vierteljahrhundert etwas plötzlich als Ballhandschuh auftauchte, ist heute verpönt. Es war in den Tagen der Ovette Guibert, da diese berühmte „Damen“ die langen schwarzen Handdäube berühmt machte, die sie höchst auffällig zu einem hellen Kleide trug. Damals drängte sich der schwarze Handdäube, vorher als eine Mode für „Leichenbitter“ nur bei Begräbnissen gebildet, in die belle Sozietät des Tanzsaales. Heute schwärmt man mehr für Farbenharmonien als für Farbenkontraste.

* **Bojamas.** Die Bojamas sind modern. Ob sie hübsch sind? Oder häßlich? Sagen wir gleich von vornherein, ohne uns weiter ein Urteil erlauben zu wollen, daß diese Art von Gewand ausschließlich eine Angelegenheit verlässlichen Gemüths ist und durchaus nichts Unpassendes an sich hat. Frauen können Bojamas anziehen, ohne damit auch nur im geringsten Vornehmheit und Gelächter abzulegen, ganz gleich ob sie immer oder nur hier und da aus Caprice tragen. Der Bojama hat vollkommen seinen exzentrischen, extravaganter Charakter verloren. Besonders in England ist er von den meisten Frauen angenommen und in die banale Reihe solider und praktischer Gewänder aufgenommen worden. Man macht den Bojama aus Zephir, Crêpe de Chine oder auch aus Wollstoffe. Seine Form gleicht dem des männlichen Bojama, hoch, mit geschlossenen oder offenen zu tragendem Kragen, Schlitzen auf der Front, geradem Reifkoll. Diese Bojamas sind einfarbig und hell. Man kann aber auch sehr moderne Bojamas aus buntem Stoff haben. So wirkt ein mit Gold durchzogenes Violett sehr reich und prächtig. Einmal ist der Bojama aus Bengé. Biowellen ist er aber ebenso hübsch wie der aus Crêpe de Chine und kostet weniger. Dann kommen die Bojamas aus Creton, Satin, Batist, Chantuna. Viele von ihnen haben den großen Vorteil, daß sie sich waschen lassen. Wenn es kalt wird, macht man den Bojama auch aus Flauch. Das Reifkoll ist fast immer dasselbe. Man hat versucht, ein anderes Modell einzuführen, bei dem der untere Teil des Reifkolls, um den Knöchel herum, gekraust wurde und sich wie eine Pumphöhle blähte. Aber das wirkte ungraziös und nahm dem Gewand seinen charmanter, schelmischen Charakter. Deshalb verzichtete man wieder darauf. Man hat den Bojama auch aus einem einstufigen Stück gemacht, nämlich in der Art eines Cloungewandes geschnitten, mit einem Vierrecksragen und Stoffvolants an den Handgelenken und Knöcheln. Weiß oder schwarzer, ganz weicher Crêpe de Chine gibt diesem Kleidungsstück seinen Glanz, ein Kleidungsstück, das mehr amüsan als praktisch ist und nichts anderes sein kann als eine Phantasie. Wenn man bekommt das Genügende in der Altmoderität, daß über. Will man in den Schnitt des Bojamas etwas Originalität bringen, so part man sich die besser für die Jacke auf. Es gibt auch für den Bojama kleine, gerade Taschen, die ähnlich sind wie die, die augenblicklich zu den schillernden Röcken getragen werden. Manche Taschen fallen locker herab, andere werden unterhalb der Taille von einer Kordel oder einem Gürtel zusammengehalten. Die Form des Kragens wird unendlich verschiedenartig ausgestaltet: Schaltragen und Bagodenärmel, Merlettragen und kurze Ärmel, gerader Kragen und Raalarärmel uim. Ein echter Bojama, einer, der seinem Name Ehre macht, hat aber vor allen Dingen Taschen. Manchmal sind diese sehr amüsan und in foliosalen Dimensionen. Auf der Brust kann man noch eine für das Taschentuch anbringen. Aber die ist fakultativ. Nur an beiden Seiten sind die Taschen durchaus notwendig. Sie erinnern an die riesenartigen auf den Babyschuhen, über die die Kinder immer so glücklich sind. Denn schließlich bleiben wir alle ja immer nur große Kinder. Gertrud Köbner.

geschwollene Meer rückt nun mit erstaunlicher Schnelligkeit und mit der Unwiderstehlichkeit einer Lame vorwärts, wobei ein Krachen entsteht, das man treffend mit dem eines Mühlrades vergleichen hat, während die wandernden Vargenmassen sich ändern, als trampfe in der Ferne eine große Hammelherde vorüber.

Neue Bücher

* **Despald o Miele: „Kava“.** Eine Erzählung aus Ceilon. (Eugen Dieckhoff Verlag, Jena.) Die verachtete und verrufenste Kava unter den indischen Bewohnern Ceilons sind die Kavas, deren Herkunft und Lebensweise der Verfasser bereits vor Jahren eine wissenschaftliche Abhandlung gewidmet hat. Eigene Erlebnisse in Verbindung mit seinen wissenschaftlichen Forschungen haben ihn veranlaßt, den interessanten Stoff zu einer Novelle zu verarbeiten und in den Mittelpunkt der von tropischer Leidenschaft durchglühenden Handlung Kava, ein Kava mädchen, zu stellen. Ein Vorwort führt darüber auf, daß keine „Erfindung“ vorliegt. Auch wenn das der Fall wäre, so würde es den Wert des Buches keineswegs herabmindern. Denn Despald o Miele ist ein feiner Dichter zum Dichter geworden, dem ein tragisches Erlebnis elementare Gedächtniskraft gab. Das manchmal sehr heikle Thema ist so poetisch behandelt, die Sprache so empfindsam und nachdenklich kimmend, daß man die Abfälligen des Geistes auch nicht einen Augenblick mißachtet, seine europäische Reinsprache, welche die aus dem Abenteuer gegangenen Schlüsselschwärzungen würdigt und respektiert.

* **Karl Hans Strobl: „Der dunkle Strom“.** Roman. (E. Sponemann Verlag, Leipzig.) Im Mittelpunkt steht die Handlung der Stadt Thern um die Zeit, da August der Starke König von Polen war. Der historische Stoff behandelt das Verbot des Polentums und des Katholizismus in die deutsche und protestantische Stadt, die schließlich unterliegt. Wir erleben das Aufeinanderprallen der Gegensätze und die hoffnungslosen Kämpfe der Bürgerstadt, die mit der Hinstückung des Rates ihren Abschluß finden. Die Gehalten der Handlung sind lebenswarm und zeitlich geschärft, ihr Schicksal, das mit dem der deutschen Ostmark verknüpft ist, wird uns in der anjünglichen Schilderung besonders nahe geföhrt.

* **Soen Hebin: „Kauai Ewerek“.** Mit 8 Künstlerzeichnungen von Georg Bauz, einer Kupferplatte, 9 Karten und 3 Profilen. (G. K. Brockhaus, Leipzig.) Soen Hebin, der letzte Kenner der tiefenhaften tibetischen Bergwelt, gibt mit der ihm eigenen Klarheit und Lebendigkeit ein packendes Bild der harten Kämpfe, in denen sich die besten Bergsteiger und Felskletterer Englands abmühen, den Gipfel des Mount

Everest, des höchsten Berges der Welt, zu erobern. Nur noch 600 Meter fehlen zu dem ersehnten Ziel, knapp zwei Stunden unter gewöhnlichen alpinen Verhältnissen, aber die furchtbaren Schneefälle und die fast verdünnte Luft, die nur noch ein Drittel der Dichte am Meerespiegel hat, sind die aufschreckend unbesiegbaren Gegner der Höhekletterer. Gerade in diesen Tagen rüsten sich die Engländer zum letztenmal, in einem Kaval den Berg zu erobern. Die Arbeiter haben für den Gipfel seit unbeschreiblichen Zeiten einen eintägigen Kava, und sie unterziehen ihn genau von dem Gaurikant, der in Europa bis in die letzten Jahre hinein vielfach mit dem Meum Ewerek verwechselt worden ist. Die Arbeiter sehen in ihm einen heiligen Berg und sie haben ihm den poetischen Namen „Tschomo-lungma“, „Göttinmutter des Landes“, gegeben. Schon vor mehr als 20 Jahren haben französische und italienische Missionare, Jesuiten und Kapuziner, als Freunde des chinesischen Kaisers, des Oberherrn von Tibet, das Band um den Tschomo-lungma vielfach bewickelt. In großen Umfassen wird von dem Gebirge über den Kriegszug der Chinesen gebracht, die Ende des 18. Jahrhunderts mit einem mächtigen Heer bis in die Gegend des Tschomo-lungma marschiert sind. Hannibala und Napoleons Jünger über die Alpen werden durch diesen den Europäern ganz unbekanntem Kriegszug weit in den Schatten gestellt. Als Anfang ist dem Buch der prächtige Vortrag „Tibet und seine Bewohner“ beigegeben, den Hebin bei der Hundertjahrfeier des Deutschen Naturforschertages im Herbst vorigen Jahres gehalten hat. Besonders lob verdient die künstlerische Ausstattung des Buches, die von dem Leipziger Georg Bauz herköhrt. Die acht Original-Künstlerzeichnungen haben geschickt die charakteristischen Formen des höchsten Berges der Welt betont.

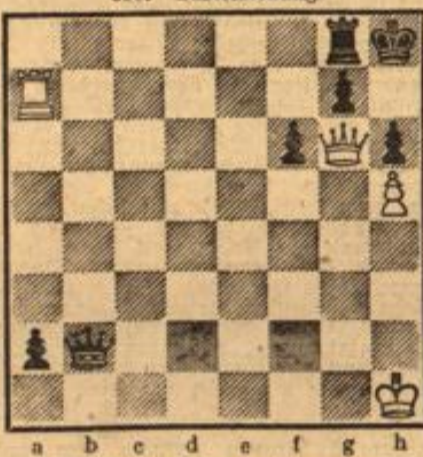
* **„Mikroskopie für Jedermann“.** Ein Hand- und Hilfsbuch für Anfänger und Fortgeschrittene. Mit zahlreichen Einleitungen zur Selbstunterrichtung aller Stufen. Unter Mitarbeit von Dr. G. Schell und Professor Dr. H. Wagner. Herausgegeben von Hanns Günther. Mit einer Einleitung von Dr. Erik Kohn. (Stuttgart, Francksche Verlagsbuchhandlung.) Die Mikroskopie ist heute nicht mehr nur eine Wissenschaft, sondern für viele Naturfreunde eine Liebhaberei wie etwa das Photographieren oder die Aquarienkunde. Den Hohen dafür hat die unerschöpfliche Arbeit des „Mikroskopos“ bereitet, einer in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift, die in vielen hundert Heften immer von neuem und immer wieder von anderen Seiten unermüdetlich die Schönheit der Kleinwelt angezeigt und Wege dazu gemietet hat. Was dabei an praktischen Erfahrungen gesammelt wurde, ist in diesen neuen Bände des „Mikroskopos“, herausgegeben. Es ist für Naturfreunde bestimmt, die diese schöne Liebhaberei gleichfalls aufnehmen wollen, brauchen für Studierzweck, Lehrer, Gärtner, Apotheker, Entomologen und alle die, denen das Mikroskop Hilfs- oder Arbeitsgerät ist. James ist dabei, daß die Verfasser schon beim Mikroskop zeigen, wie man mit einfachen und daher billigen Instrumenten auskommen kann, und weiterhin, wie man auf einfache Weise alle Befehle und Hilfsapparate in wirklich leistungsfähiger Ausführung selbst anfertigen kann.

Spiele und Rätsel

Schach.

Bearbeitet von R. Wedemüller.

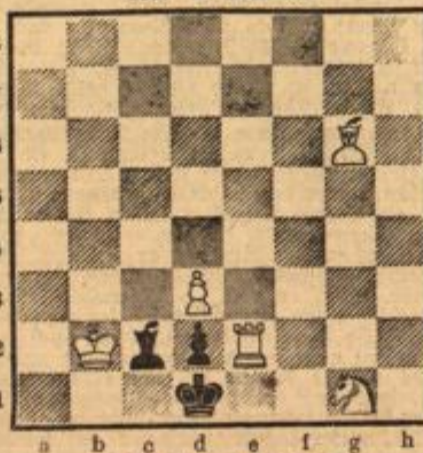
399. Partiestellung.



Weiß am Zuge macht remis.

Weiß: Kh1, Dg6, Ta7, Bh5; Schwarz: Kh8, Db2, Tg8, Ba2, f6, g7, h6.

400. B. Sommer.



Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kb2, Te2, Lg6, Sg1, Bd3; Schwarz: Kd1, Lc2, Bd2.

399. Aus einer Partie, die vor kurzem in Ravenna gespielt wurde. Ein Endspiel von erfrischender ungenauelter Schönheit; eine reife köstliche Frucht, wie sie oft am sprossenden Baume der lebendigen Partie zauberhaft entsteht. Nur ist nicht immer die glückliche zugreifende Hand da, die Frucht zu pflücken. (Beweis dafür ist z. B. folgende Stellung, die sich in dem vorjährigen Meisterturnier zu Hastings ereignete in einer Partie Rubinstein-Thomas: Weiß: Kg2, Da7, Ta1, Lf5, Sb5, Bc4, c6, d5, e4, f3, g3, h2; Schwarz: Kf9, Dd8, Tbs, Ss8, f6, Bb6, c7, d6, e5, f7, g5, h5. Materiell steht die Partie noch gleich, positionell hat Weiß das Uebergewicht; es muß gewinnen und kann gewinnen — und gewann doch nicht. Weiß zog jetzt nach langem Ueberlegen h4 und nach 114 langweiligen Zügen wurde die Partie remis, und ihr Gewinn hätte R. mit Aljechin in den Stichkampf um den 1. Preis gebracht. Und was der Vorstand des Großmeisters nicht gesehen hat, das möge der Schachfreund herauskügeln. Natürlich läßt sich in dieser stark verteidigten Stellung kein Matt ansagen, aber der erste starke Zug des Weissen bringt diesem in seiner nächsten Folge materiellen Vorteil und damit den sicheren Gewinn.) — 400. Ein interessantes Duell zwischen den beiden feindlichen Läufern; Hieb und Parade müssen wohl überlegt werden. Sonst übersieht man den Witz (Pointell) und kommt um den Genuß, der in diesem kleinen meisterhaften Problemchen liegt.

Partie Nr. 174. Schottisch.

Aus dem Meisterturnier zu Liverpool, wo Mieses in bester Form sich an die Spitze schaffte. Die nachfolgende

Partie, in der Schwarz versäumte, rechtzeitig f6 zu spielen, ist ein Beweis für die kräftige elegante Spielführung des deutschen Großmeisters.

Weiß: Mieses; Schwarz: Thomas.

- 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. d4, exd4; 4. Sxd4, Sf6; 5. Sxc6, bxc6; 6. Ld3, d5; 7. e5, Sg4; 8. Lf4, Le5; 9. 0-0, Tab8; 10. Sc3, Txb2; 11. Se2, h5; 12. De1, Tbs; 13. e3, Ld7; 14. Sd4, Sh6; 15. Tf6! Kf8; 16. e6! fxe6; 17. Sxe6+, Lxe6; 18. Txe6, Dd7; 19. Txb6! gxb6; 20. Lxb6+, Ke8; 21. Df4! De6; 22. Dxc7, Lxf2+; 23. Kh1, Tbs; 24. Lg5, Kf8; 25. Tf1, Kg8; 26. Lc1! Txa2; 27. Dd8+, Kg7; 28. Dg5+, Kf7; 29. Le3! Df6; 30. Dd6+, Kxf6; 31. Ld4+, aufgegeben.

Friedrichstraße 9, I.

Hier hat jetzt der Wiesbadener Schachverein sein eigenes Heim. Ungestört von Hebe und Ganymed waltet nun Caissa allein. Zur Wiederbelebung und Erhaltung des Vereins wurde er nötig, dieser Sprung ins Dunkle, das aber schon sieghaft erhellt wird durch die einsichtige Opferwilligkeit vieler Mitglieder. Und wenn nun die meisten der über hundert Mitglieder dem Schach treu bleiben und dies beweisen durch ihr Kommen und ihr Einverständnis mit den Beschlüssen der Vollversammlung, dann wird das kühne Wagen dem Verein zum Segen werden. Die Eröffnungsfeier am 19. d. M. mit dem stark besetzten Simultanspiel und dem zahlreichen Besuch war ein verheißungsvoller Auftakt. — Neuz Mitglieder und Gäste stets willkommen. Spielzeit täglich von 3/2 bis etwa 8 Uhr. Anmeldungen und Auskünfte im Lokal, wo Vorstandsmittglieder immer anwesend sind.

I. Simultanspiel. Unser Altmeister Gustav Mohr spielt am Donnerstag, den 31. Mai, simultan an 10 Brettern. (Evans-Gambit, je fünf im Anzug und Nachzug.) Anfang 3/2 Uhr.

Lösungen.

- 393. 1. Tb7! Dxb7! 2. Lxg6+, Kxg6; 3. Dg8+, Kxf6; 4. Dg4+, Ke6; 5. Dh5+, Tf6! 6. f4+, Lxf4; 7. Dxe2+, Lxe2; 8. Te4+, dxe4; 9. d4#. — 394. 1. g3! Lh6; 2. g7, Lxg7#. — Löserliste: Die Herren F. S., Dr. B., E. B., M. N.

Rätsel.

Bilderrätsel.



Akrostichon.

Bildet man aus jedem der nachstehenden Wörter durch Vorsezung eines Buchstabens ein neues Wort und stellt die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter in derselben Reihenfolge zusammen, so erhält man den Namen eines berühmten Schriftstellers.

Ast, Tage, Ohr, Rost, Elle, Heim, Oos, Ecke, Braten, Reigen, Rebus, Eiter, Rand, Bart, Ypern, Erz.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 116:

Bilderrätsel: Stets ist die Sprache kecker als die Tat. — Kopfwechsellrätsel: Nase, Iller, Bahn, Eden, Licht, Uim, Nachen, Gans, Engel, Nabel; Nibelungen.

Richtige Lösungen sandten ein: J. Enk, Hertha Kaping, Hans u. Grote Merten, Irene Morell, Erich Schaarshmidt u. Edgar Schloyer, sämtlich von Wiesbaden.

Welt und Wissen

* **Wie entstehen die Heuschreckenschwärme?** Die ungeheure Schädlichkeit der Wanderheuschrecken hat schon seit uralten Zeiten die Aufmerksamkeit der Menschen auf diese Tierchen gelenkt. Überfällt ein Heuschreckenschwarm eine Gegend, so ist sie innerhalb weniger Stunden aller grünen Pflanzen beraubt und in Karotten sind z. B. nach Heuschreckenscharen wiederholt Tausende von Menschen Hungers gestorben. Wie ein solcher Mäheweg von Heuschrecken zustande kommt (in Amerika hat man Schwärme von 20 Kilometer Breite und 100 Kilometer Länge festgestellt) schildert Dr. Kurt Floerke in seinem bei der Französischen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart, Gehäufstelle des „Kosmos“, erschienenen Bändchen „Heuschrecken und Libellen“. Auf riesigen Flächen steht man nur ein einziges Bild: Haar an Haar von Wanderheuschrecken nebeneinander der Vieheschärme operiert. Mit Hilfe des harten Reagenstahls bringen dann die Weibchen ihre gelblichweißen Eierchen 3 bis 4 Zentimeter tief im Boden unter, und zwar in jedem Lohbe 20 bis 40 Stück, die von einer gemeinsamen, flebrischen, schaumigen Hülle umgeben sind. Da die Larven aus lauemem Boden sich kaum herausarbeiten können, wird zur Abgabe der Eier gewöhnlich durrer Sandboden auf trockenen Hochflächen oder an sonnigen Hängen benutzt, öfters auch an Flußufern. Beim Ausschlüpfen der Larven kommt es abermals viel auf die Witterung an. Mildes Schönmwetter setzt sich als Freundin dieser Tiere. Ging das Ausschlüpfen gut von Hatten, so lösen ihrer oft Hunderttausende auf einem einzigen Quadratmeter Raum und zeigen sich hier während ihrer ersten Lebenstage recht unbeholfen und träge, bis die Glieder erstarkt sind, der Hautpanzer fester, die Farbe dunkler geworden ist. Ihre öde und unfruchtbare Geburtsstätte bietet ihnen nicht viel für die bald zum Weibchen abgeschwante Freiheit, und so beugt sich denn allmählich die ganze Gesellschaft auf die Wanderung, nachdem sie am heften Tage die erste Häutung bestanden hat. Es geht zu Fuß, denn Flügel haben die Larven ja noch nicht. Zunächst zeigen sie sich auch noch als recht saubere Käufer, die langsam nicht mehr als 100 bis 150 Meter zurücklegen, und auch im Alter von 14 Tagen bewältigen sie höchstens einen Kilometer am Tage. Dann aber wird aus dem mühseligen Kriechen ein lustiges Hüpfen, und schon im Alter von drei Wochen rüden die tüchtigen Springer 10 Kilometer täglich vor. Bald beträgt ihre Sprunghöhe 20 Zentimeter bei 30 Zentimeter Sprunghöhe und die tägliche Marschleistung beträgt noch eine weitere Zeigerung. Schließlich sind nach der letzten (fünften) Häutung auch die Flügel fröhlich genug geworden, um wie ein Paar Ruder die Luft zu durchschneiden, und das Irwissen in der Front macht die Vorkämpfer und auf Milliarden, wenn nicht auf Billionen an-